

# Zu wenig Liebe für unsere Söhne?

## 2. Teil

**Christian Pfeiffer, Susann Rabold**

*Im ersten Teil dieses Artikel (Centaur 8, 2012) hatten wir dargestellt, dass heute die meisten Jungen sowohl von ihren Eltern als auch von Erzieherinnen und Grundschullehrern weniger Liebe und Unterstützung erfahren als die gleichaltrigen Mädchen. Im zweiten Teil soll es nun darum gehen, diese Ungleichbehandlung zu erklären. Ferner fragen wir, wie die Jungen diese Zurücksetzung verarbeiten. Und schließlich bieten wir Vorschläge dazu an, was gegen die emotionale Benachteiligung unserer Söhne unternommen werden sollte.*

Zum Einstieg folgt zunächst eine Zusammenfassung der Forschungsergebnisse aus dem letzten Centaur. Anfang 2011 hatten wir bundesweit 11.500 16- bis 40-Jährige dazu befragt, wie sie in ihrer Kindheit von ihren Eltern erzogen worden sind. Die große Teilnehmerzahl hat es ermöglicht, die Kindheit von zwei Altersgruppen zu vergleichen – die der 31- bis 40-Jährigen, die etwa 20 bis 30 Jahre zurückliegt, und die der 16- bis 20-Jährigen, die um die Jahrtausendwende erlebt wurde. Die Untersuchung zeigt zunächst, dass die jüngere Altersgruppe in ihrer Kindheit erheblich weniger Liebe und mehr Liebe erfahren als die 31- bis 40-Jährigen vor 20 bis 30 Jahren. Die Unterscheidung nach dem Geschlecht der Befragten macht dann aber im Vergleich der beiden Kindheiten eines deutlich: Von diesem Wandel der elterlichen Erziehung haben die Mädchen weit stärker profitiert als die Jungen. Während in den 80er Jahren die Mütter ihren Söhnen noch etwas mehr an Zuwendung entgegengebracht hatten als den Töchtern, zeigt sich zu den Kindern um die Jahrtausendwende ein umgekehrtes Bild. Nun liegen die Mädchen bei der mütterlichen Liebe mit 76,8 % zu 68,7 % klar vor den Jungen – gemessen über das häufige In-den-Arm-Nehmen/Schmusen.

Zur väterlichen Zuwendung fallen die geschlechtsbezogenen Unterschiede sogar noch stärker aus. Während sich hier der Anteil der Mädchen, die häufig mit ihrem Vater geschmust haben, seit den 80er Jahren von 39,5 % auf 49,2 % erhöht hat, ist er bei den Jungen nur von 25,4 % auf 32,8 % angestiegen. Anders ausgedrückt: Gut zwei Drittel der männlichen 16- bis 20-Jährigen sind mit Vätern aufgewachsen, die ihnen während ihrer Kindheit nur gelegentlich oder nie derartige Zuwendung entgegengebracht haben. Von den altersgleichen Frauen war das nur etwa die Hälfte. Hinzu kommt, dass das massive elterliche Schlagen gegenüber den Mädchen seit den 80er Jahren sehr stark abgenommen hat (von 17 % auf 6 %). Bei den Jungen steht dem ein schwächer ausgeprägter Rückgang von 14 % auf 8 % gegenüber. Die Jungen werden also neuerdings von ihren Eltern häufiger mit Fäusten oder Gegenständen traktiert als die Mädchen.

Doch wie ist es zu der hier dokumentierten Ungleichbehandlung von Jungen und Mädchen gekommen? Eine erste Erklärung knüpft an die Tatsache an, dass die Jungen im Verlauf der letzten zwei Jahrzehnte zunehmend in eine schulische Leistungskrise geraten sind. So gab es 1990 noch gleich viele männliche und weibliche Abiturienten. Inzwischen dominieren hier

aber die jungen Frauen mit 56 % zu 44 %. Die Jungen liegen dafür heute bei den Sitzenbleibern und Schulabbrechern klar vorn und dominieren in den Sonderschulen sowie in den Hauptschulen, soweit es diese noch gibt. Da kann es nicht überraschen, dass die Mädchen heute von ihren Eltern deutlich mehr Liebe erfahren als die Jungen. Auf gute Schulleistungen reagieren Väter und Mütter nun einmal mit Lob und Zuwendung und auf schlechte Noten eher mit Schimpfen und teilweise auch mit Schlägen.

Aber ist das eine ausreichende Erklärung? Wie wir im letzten Centaur gezeigt haben, fängt doch die Benachteiligung der Jungen heute schon im Kindergarten an. Da gibt es aber noch gar keine Zeugnisse mit schlechten Noten. Außerdem stellt sich die Frage, wie diese Leistungskrise der Jungen entstanden ist. Was hat sich in ihrem Leben seit 1990 so verändert, dass viele in der Schule zunehmend vom Kurs abgekommen sind?

Eine Erklärung liegt auf der Hand: Exzessives Computerspielen ist ein Leistungskiller. Unsere bundesweite Umfrage unter 15.000 Neunklässlern hat dazu 2008 eines klar gezeigt: Von den 15-Jährigen Jungen spielten 15 Prozent im Durchschnitt pro Tag mehr als 4,5 Stunden, von den Mädchen nur vier Prozent. Der größte Geschlechterunterschied zeigte sich hier, als wir ergänzend 14 spezielle Fragen zur Computerspiel-Abhängigkeit stellten. Die Jungen sind fast zehnmals häufiger in suchtartiges Spielen geraten, als die Mädchen (7,7 % zu 0,8 %).

Interessant wird es nun, wenn wir anhand unserer Daten untersuchen, welche Jungen denn besonders in Gefahr sind, in exzessives Computerspielen und in schulische Leistungskrisen zu geraten. Es sind in höherem Maße diejenigen, die zu Hause zu kurz kommen, die nicht in familiärer Geborgenheit aufwachsen. Offenkundig gibt es hier eine Wechselwirkung. Wer von beiden Eltern viel Zuwendung und Unterstützung erfährt, tankt Selbstvertrauen, tritt schon in der Grundschule locker, fröhlich und positiv auf und hat gute Chancen, Erfolg und Anerkennung zu ernten. Wer aber zu Hause in sehr instabilen Verhältnissen aufwächst, wenig Liebe und oft auch Hiebe erfährt, wird unsicher, frustriert und aggressiv, überspielt das schon im Kindergarten und später in der Schule mit störenden Verhaltensweisen und steigt oft massiv in das vom Alltagsfrust ablenkende Computerspielen ein. Zudem bringt er sein Leistungspotential nicht richtig zum Tragen und rutscht so öfter ins schulische Abseits.

Doch was ist der tiefere Grund dafür, dass den Jungen heute in ihren Familien, in Kindergärten und Schulen weniger Zuwendung entgegengebracht wird als den Mädchen. Hierzu möchten wir nachfolgend eine These anbieten, die zum Nachdenken anregen soll. Dazu erscheint ein Blick zurück in die 50er und 60er Jahre nötig. Damals wurden Jungen noch als Stammhalter geboren, hatten im Vergleich zu den Mädchen in vielfacher Hinsicht Vorrechte, dominierten an den Universitäten ebenso wie in den Ausbildungskursen für Meisterberufe und später auf allen Ebenen in den Führungspositionen der Gesellschaft. Es machte also Sinn, viel Kraft in die Erziehung der „jungen Prinzen“ zu investieren.

Aber das ist zunehmend Vergangenheit. Die Frauen sind überall auf dem Vormarsch und in vielen Bereichen schon dabei, die Männer zu überholen. Das aber verunsichert die Jungen, die ja aus Erzählungen, aus Romanen und Filmen erfahren haben, welche beherrschende Position

Männer früher innehatten. Für viele sind dann die Computerspiele, in denen sie sich in der Rolle des dominanten Macho-Kämpfers austoben können, eine sehr willkommene Rückzugsmöglichkeit in alte Männerherrlichkeit. Je intensiver sie das betreiben, umso mehr geraten sie freilich dadurch auf die schulische Verliererstraße. Ferner spricht viel dafür, dass der soziale Aufstieg der Mädchen wiederum Auswirkungen auf das Verhalten aller Erziehungspersonen hat. Sie bringen den Mädchen auch deshalb mehr positive Aufmerksamkeit entgegen, weil sie damit in die Zukunft investieren.

Nachfolgend möchten wir an einem Beispiel demonstrieren, wie wichtig es gerade in dieser Situation ist, dass Jungen gleich viel liebevolle Zuwendung erfahren wie die Mädchen. Aus unseren Daten können wir einen sehr starken Zusammenhang von elterlicher Liebe und der Lebenszufriedenheit der Kinder und Jugendlichen ablesen. Besonders deutlich wird das, wenn wir das Drittel der Jungen betrachten, die von ihren Vätern ein hohes Maß an Zuwendung erhalten haben. Sie äußern sich zu 55,7 % als sehr zufrieden mit ihrem Leben. Diese Quote sinkt auf 30,2 % bei den Jungen, die sich über ein niedriges Maß väterlicher Liebe beklagen. Zur mütterlichen Zuwendung zeigt sich ein ähnlicher aber etwas schwächer ausgeprägter Zusammenhang. Auch bei den Mädchen steht ihre Lebenszufriedenheit mit der väterlichen Zuwendung in einer etwas stärkeren Beziehung als mit der mütterlichen. Gleichzeitig hat sich bei unserer Untersuchung gezeigt, wie wichtig eine hohe Lebenszufriedenheit der Kinder und Jugendlichen für ein positives Verhalten in Familie, Schule und Freizeit ist. Daran wird deutlich, welche problematische Folgen es hat, dass zwei Drittel der Söhne nicht richtig satt an väterlicher Liebe wird und dass sie im Vergleich zu den Mädchen auch von den Müttern weniger liebevoll behandelt werden.

Doch was sind die Folgerungen aus all diesen Erkenntnissen? Bei unserer Antwort orientieren wir uns an der großartigen Berliner Schuldirektorin Margret Rasfeld (vgl. Centaur 06/2011). Sie fordert, dass Erziehung sich an drei Grundbedürfnissen orientiert. Jedes Kind braucht

- Vorbilder, an denen es sich orientieren kann,
- Aufgaben, an denen es wachsen kann,
- Gemeinschaften, in denen es sich aufgehoben fühlt.

Auf die Jungen bezogen ist das zunächst einmal ein starker Appell an die Väter. Die Mehrheit von ihnen kümmert sich zu wenig um ihre Söhne. Damit sich das ändert, brauchen wir bundesweit eine große Aufklärungskampagne für mehr Vaterliebe. Besonders gilt das für solche Väter, die sich von ihrer Familie getrennt haben, weil die Beziehung zur Ehefrau bzw. Lebenspartnerin in die Brüche gegangen ist. Sie sollten alles daran setzen, zu ihren Kindern und hier insbesondere zu ihren Söhnen einen engen und liebevollen Kontakt zu halten. Viele internationale und auch unsere Untersuchungen belegen klar, dass besonders die vaterlos aufwachsenden Söhne in Gefahr sind, vom Kurs abzukommen, d.h. in exzessives oder gar suchtartiges Computerspielen, in schulische Leistungskrisen oder auch in kriminelle Karrieren zu geraten.

Im Hinblick auf die Aufgaben, an denen Kinder wachsen können, brauchen die Familien heute die Unterstützung durch die Schulen. Letztere dürfen sich nicht mehr darauf beschränken, durch guten Unterricht das nötige Wissen zu vermitteln. Sie müssen so

ausgestattet werden, dass sie daneben einer zweiten Aufgabe gerecht werden können: Lust auf Leben wecken durch ein breites Aktionsangebot – vom Sport angefangen über Musik bis hin zum Theaterspielen oder neuen Formen des sozialen Lernens. Erst wenn es für Jungen attraktiver wird, den Nachmittag und die Wochenenden mit solchen Aktivitäten und nicht mit stundenlangen Computerspielen zu verbringen, werden sie aus ihrer Leistungskrise herausfinden können. Und schließlich muss es darum gehen, Jungen und Mädchen in ihren verschiedenen Lebensbereichen positive Gemeinschaftserfahrungen zu vermitteln. Das beginnt in den Familien, wenn diese die Freuden gemeinsamer Aktivitäten entdecken und setzt sich fort, wenn es den Schulen gelingt, die örtlichen Vereine, die Kirchen, die Bürgerstiftungen und andere Initiativen als Partner qualifizierter Gruppenangebote für Kinder und Jugendliche zu gewinnen.

100 Deutsche haben gegenwärtig 67 Kinder und können nur noch mit 45 Enkeln rechnen. Da müssen wir wirklich alles daran setzen, dass unser kostbarer Nachwuchs optimale Chancen erhält, sich positiv zu entfalten. Zur Akzeptanz unserer Argumente können ja vielleicht die nachfolgenden Strophen eines Liedes von Reinhard Mey beitragen:

***Du bist ein Riese, Max!***

*Kinder werden als Riesen geboren,  
Doch mit jedem Tag, der dann erwacht,  
Geht ein Stück von ihrer Kraft verloren,  
Tun wir etwas, das sie kleiner macht.*

*Kinder versetzen so lange Berge,  
Bis der Teufelskreis beginnt,  
Bis sie wie wir erwachs'ne Zwerge  
Endlich so klein wie wir Großen sind!*

*Aber Du bist ein Riese, Max!  
Sollst immer einer sein!  
Großes Herz und großer Mut  
und nur zur Tarnung nach außen klein.*

*Freiheit ist für dich durch nichts ersetzbar,  
Widerspruch ist dein kostbarstes Gut.  
Liebe macht dich unverletzbar  
Wie ein Bad in Drachenblut.*